

Von Gott sprechen – sich komplexe Räume zumuten

Einfach nicht, sondern komplex – so nähert sich der Dogmatiker Hans-Joachim Sander Gott. Gott bleibt immer größer, immer komplexer als all das, was Menschen von ihm denken und sagen können.

Gott ist einfach nicht zu glauben; wer das versucht, wird an Gott scheitern. Die Betonung liegt auf ›einfach‹, weil Gott *einfach* nicht zu glauben ist, wohl aber komplex. Das Problem ist nicht das Glauben, das geht ziemlich einfach. Man muss nur etwas für glaubwürdig halten und dann geht es schon los. Es muss weder wahr noch wahrscheinlich noch wahrnehmbar sein. Die rein subjektive, von nichts anderem als dem eigenen Ich gedeckte Einschätzung, dass es schon so sein wird, wie es zu glauben ist, genügt. Der bloße Vorgang des Glaubens erzeugt Selbstbestätigung und die ist sehr einfach zu haben. Hier entsteht natürlich ein ziemliches Problem, weil es sehr leicht möglich ist, an etwas Falsches, eine Falschinformation, »alternative facts« zu glauben.

Aber das ist nicht das Problem mit Gott. Dem ist mit solchem Glauben nicht beizukommen. Er ist jeder Selbstbestätigung gegenüber erhaben und daher immer eine Zumutung für die eigene Identität. Wer das bloße Glauben an Gott mit Gott verwechselt, erhält ein niedliches Spielzeug zur Selbsttäuschung, aber nicht die Macht, die eigentlich in diesem Konzept steckt. Die meisten religiösen Matrizen, die sich auf Gott beziehen, wissen um dieses Problem und machen es zum Dreh- und Angelpunkt ihres jeweiligen Gottesnarrativs. In solchen Traditionen ist daher stets so etwas wie das biblische Bilderverbot am Werk. Wer sich auf Gott bezieht und sich dabei ein Bild macht, wird nicht erreichen, worum es in der Sache geht. Sie ist eben einfach nicht zu glauben, sondern nur komplex.

Daher kann ein Glaube an Gott lediglich die Vorstufe für das sein, was diese Größe ausmacht. Aber natürlich wird beides oft verwechselt und solche Gottesgläubigkeit betont dann das »einfach« glauben mit kleinem g. Einfach ließe sich Gott begreifen als die Übergröße, welche die für uns so wichtige Anerkennung leistet. Denn wer immer sozial unter uns steht oder wen wir auf Augenhöhe ansehen, kann uns auf Dauer nicht befriedigend respektieren. Wir ver-

langen nach höheren Wesen, damit der Respekt, den sie uns zollen, zugleich einen Aufstieg darstellt, bei dem die jeweils anderen nicht mitkommen.

Und was liegt näher als ein Wesen Gott mit einer Allmacht, an die keine andere Macht auch nur annähernd herankommt. Ihr Respekt für die eigene Existenz ist deshalb auch von nichts und niemand anderem zu toppen. Es garantiert Auserwählung ohnegleichen, liefert Macht über andere, legitimiert Gewalt gegen Nicht-Auserwählte und gibt uns trotz einer völlig nebensächlichen Existenz in diesem unübersehbar großen Universum auch noch das Gefühl, doch etwas sehr Besonderes zu sein. Auf individuell-existentieller Ebene taugt dieser einfache Gott für jede Bewältigung der Ohnmacht, die mit unserem schieren Dasein ständig, überall und unüberwindbar auftritt. Das Problem ist nur, dass die gleiche Ohnmacht dann um die Ecke erneut auftaucht, obwohl sie göttlich doch bewältigt schien. Hier zeigt sich, dass der einfache Verweis auf Gott eine Form von Selbsttäuschung darstellt, um die eigene Ohnmacht vor den unbeantworteten großen Fragen des Lebens beiseite zu legen.

Es war daher eine große Leistung der antiken christlichen Theologie, als sie begriff und entschieden danach handelte, dass es nicht genügt, Gott mit den Begriffen, Kategorien und Metaphern zur Sprache zu bringen, über die sie selbst bereits verfügte. Seit dem Sprung des christlichen Glaubens nach Alexandria wurde immer klarer, dass die christliche Rede von Gott eine Aussagekraft nötig hat, die von anderen kommt, weil ihre eigene Sprache zu einfach für das komplexe Problem ist. Das hat über diesen historischen Vorgang hinaus Bedeutung: Wer von Gott sprechen will, wird zunächst einmal genötigt zu respektieren, dass die eigene geistige und intellektuelle Kompetenz, aber auch die eigene politische und wirtschaftliche Potenz dafür nicht ausreicht. Anderes ist nötig.

Die antiken Theologien begannen deshalb Anleihen zu machen bei philosophisch-metaphysischen Kategorien wie »Gott ist ein Wesen« oder »Gott ist eins«. Aber auch das genügte nicht, weil ausgerechnet diese Einsheit den Vater von dem Sohn trennt, um vom Geist gar nicht zu reden. Eine wie auch immer geartete, aber heilvolle Verbindung von Vater, Sohne und Geist war jedoch ausgerechnet die Erfahrung der Christen aus der Konfrontation mit dem erbärmlich brutalen Tod Jesu am Kreuz. Wenn Gott Menschen so etwas um des Heiles willen antut, dann kann er nicht einfach sein, auch nicht metaphysisch einfach. Kunstworte mussten her wie »wesensidentisch – homoousios« für die Verbindung von Vater und Sohn, oder »trinitas« für die Einheit von Vater, Sohn und Geist, die keine Einsheit ist (»non unus, sed unum«, so Tertullian), oder schließlich diese dreifachen Hypostasen Gottes bei seinem einen Wesen, die als Geist, Sohn und Vater jeweils eigene Proprietäten aufweisen, ohne die über Gott gar nichts zu sagen ist (so die drei Kappadozier).

Die Struktur dieses Vorgangs lässt sich verlängern in den Bereich der inneren Erfahrung, wo die lateinische Christenheit seit dem spätantiken Augustinus Gott lokalisierte. Das machte sprachfähig über die Sehnsucht nach gnädiger Auserwählung, aber löste auch ständig die Furcht vor höllisch drohender Verwerfung aus. Wie wenig an jener Sicherheit, an die Menschen sich existentiell klammern, daraus zu generieren war, zeigte das späte Mittelalter. Luthers Frage, wie er denn einen gnädigen Gott kriegen könnte, den er überhaupt nicht verdient, zeigt das Dilemma der einfachen Einteilung in »wenige sind auserwählt und die Masse verworfen«. Es musste komplexer sein und Luthers Antwort steigert erneute die Komplexität: Ein gnädiger Gott ist nur zu haben, weil Gott selbst rechtfertigt, aber sonst nicht. In menschlichen Ansprüchen auf huldvolle Erwählung wird immer eine gnadenlose Macht aus Gott.

Auch hiermit war es nicht zu Ende mit der Komplexitätsspirale. Mit dem Tod Gottes, den Nietzsche ansagte und wofür er das kollektive »und wir haben ihn getötet« verantwortlich machte, war jede einfache Existenzbehauptung verschlossen. Gott ist offenkundig ein Wesen, das wir töten können, aber trotz allem Tod nicht zu verdrängen vermögen. Die bloße Behauptung seiner Existenz, um über andere zu triumphieren, ist ganz sicher unter das zu rechnen, womit wir Gott töten können. So wird er zu einer leicht verfügbaren Waffe in den Händen aller Fanatiker dieser Welt. Am 11. September 2001 hatte diese bittere Erkenntnis ihren großen Auftritt.

Die ständige Steigerung der Komplexität hat sich bis auf den heutigen Tag als die einzig vernünftige Strategie erwiesen, mit Gott zu Recht zu kommen. Es gibt keinen Abschluss in diesem Prozess. Gibt es aber dafür auch einen vernünftigen Grund? Warum soll man sich das denn überhaupt antun – Geld und Kunst, Liebe und Sex, Macht und Politik können einer Person doch auch übergeordneten Respekt einbringen. Warum sich dann noch Gott antun? Weil das Anerkennungsproblem ein *pars pro toto* für all jene Lebensfragen ist, die sich stellen. Es ist die Prosa einer Metonymie, die mit Lebensfragen bedrängend in Kontakt bringt, obwohl sie nicht zu lösen sind. Gott bietet dabei keine Metaphern für mögliche Lösungen auf, wohl aber die Unausweichlichkeit der Fragen. Er hält sie in einer Weise offen, dass man ihnen nicht enttrinnen kann.

Gott ist dann jene Größe, die mit der Komplexität dieser Fragen konfrontiert, dass sie nicht einfach zu beantworten sind. Man kann sich sehr wohl solchen Fragen einfach verweigern, aber ihre Komplexität bleibt dann im Raum des Lebens stehen. Es ist zu einfach, sie zu verharmlosen, zu verwerfen oder gar zu verachten. Solche Fragen werden umso bedrängender, je mehr sie ignoriert werden. Für den theologischen Hinweis auf diese Fragen ist entscheidend, dass Gott nicht als Lückenbüßer für noch nicht gefundene Antworten taugt (so Bonhoeffer). Dann wäre er ständig auf den Rückzug, sobald man eine dieser Fragen gelöst hätte. Aber so verlaufen diese Fragen nicht. Sie bedrängen

und Gott ist ein Repräsentant dieser Bedrängnis. Er verweist auf den Anteil in Lebensfragen, der nicht zu lösen ist, aber nicht ignoriert werden kann. Es handelt sich um Fragen wie: »Was soll mit der Macht geschehen, die sich in alle sozialen Verhältnisse einschleicht?« »Wo bleibt das eigene Leben, wenn es zu Ende ist und nur noch Vergangenheit aufweist?« »Wer kann aus der Gewalt aussteigen, wenn sie einfach nicht still gestellt werden kann?« »Welchen Ursprung und welchen Zweck hat das Leiden?« »Wie kann ich mit mir innerlich werden, obwohl sich kein Selbstverhältnis auf Dauer erhalten lässt?« »Wo liegt das wahre Glück?« Gott ist hier keine einfache Antwort, aber er hält die Suche nach Antworten auf komplexe Weise offen.

Der Hinweis auf Gott bietet Muster dafür an, wie mit der Ohnmacht in diesen unlösbaren Fragen verfahren werden kann. Diese Muster beziehen sich auf ihre knechtende Erfahrung, damit sie nicht Überhand nehmen und alles zerstören kann. Die Ohnmacht wird daraufhin gemustert, wo sie eine widerständige Macht gegen die Knechtung anbietet. Speziell mit dem christlichen Gott wird das auf die Spitze getrieben. Ausgerechnet jener Jesus von Nazareth, der mit einer nach allen Kundigen seiner Zeit objektiv falschen Botschaft von Gott auftritt und deshalb an der Politik und der Religion, an seinen Jüngern und sich selbst scheitert, der deshalb von allen verworfen wird und in großer Verlassenheit einen schmachvollen Tod am Kreuz stirbt, ist bei diesem Gott nicht nur die alles entscheidende Repräsentation Gottes, sondern seine Inkarnation. Die auferstandene Lebensform, die aus seinem Tod resultiert, verzichtet sowohl auf die Macht des Todes anderen gegenüber, also das Nächsten- und Feindesliebesgebot, als auch verwirft sie die Furcht vor dem eigenen Tod. Mit dem Tod ist Leben nicht zu beherrschen, sondern nur die Angst vor seinem Verlust. Wer mehr an Leben will, darf weder die Macht des Todes nutzen noch sie fürchten. Mehr Leben liegt in der Ohnmacht des Lebens.

Solche Komplexitätssteigerungen finden sich bereits in der Gottesbotschaft Jesu selbst. Sein berühmtes Liebesgebot verlangt die Liebe dreifach – zu Gott, den Nächsten und sich selbst. Als Gottesprediger spricht er eigentlich gar nicht von Gott, sondern von Gottes Reich. Und wenn die Rede unbedingt auf Gott kommen soll, dann nimmt er eine verheimelnde Kategorie, Väterchen – abba, um ihn zu bestimmen, die je nach Existenzhaushalt jedes Menschen sehr unterschiedliche Metonymien lostritt. Und wenn auch das nicht ausreicht und die Anhänger es endlich klar und einfach haben wollen, dann greift er zu Passiv-Formulierungen wie »selig die Trauernden, ihrer ist das Himmelreich«, um die Aktivitäten Gottes mehr zu umschreiben als zu bestimmen. Wer einfache Definitionen für Gott liebt, wird weder von seinem Reich, noch von seiner Väterlichkeit und auch nicht vom *passivum divinum* zufrieden gestellt. Aber so werden Räume erschlossen, die ausreichend Platz für die gesteigerte Komplexität bieten, die auftritt, sobald die Fragen des Lebens eintreten.